

Sonntag

Heimkehr.

Du liegst unruhig, horchst. — Nimmst die Nacht denn kein Ende?

Deinen Halbschlaf durchwandelt das Ticken der Uhr. Dir ist, als tasteten Schattenhände an den gläsernden Scheiben, und still, — überm Flur, — gedämpfte Geräusche, die haustüre geht, es ist, als müßte sich mühsam was schleppen, ganz leise, leise knarzen die Treppen, es weint, wie wenn einer um Einlaß steht, — oder ist's nur der Wind, der am Schlagladen weht?

Du träumst, du schläfst ein. Der Kerze Geschwebe hängt dünn wie ein Schleier im dämmrigen Raum. Geräume im Zimmer, aufschrickt deine Seele, du murmelst Verworrenes tief im Traum. — Wer sitzt dort am Bette? — „Lieb Brüderlein, du!“ — Kälter Hauch weht dich an, Gestalten im Dunkeln, lose Augen, lose Hände, dumpf trauriges Klunkeln: — „Lieb Bruder, wir finden im Grabe nicht Ruh“, unsre Wunden, die brennen immerzu, immerzu.

„Wir sind gar zu viele, wir Toten, wir Armen, und allzu lebendig war unser Sein. Wir haben keine Stätte, o hab' ein Erbarmen, vorm Nordwinde schüllest dich unser Gebirn. O laß uns still hausen alhier die Nacht, — flirrt leise ein Sporn, scheuern Knöchel am Säbel, raucht Fluch und Verwünschung wie Pulvernebel, — erschrick nicht! Uns zermalmte die mörderische Schlacht, wir haben drei Jahre vorm Feinde gewacht!“

Du fährst empur, horchst! — Nimmst die Nacht denn kein Ende?

Deinen Halbschlaf durchwandelt das Ticken der Uhr. Dir ist, als tasteten Schattenhände an den gläsernden Scheiben, und still, — überm Flur, — gedämpfte Geräusche, — die haustüre geht, — es ist, als müßte sich mühsam was schleppen, — ganz leise, leise knarzen die Treppen, — es ist, wie wenn einer um Einlaß steht, — — oder ist's nur der Wind, der am Schlagladen weht?

Otto Böllgemuth

Zur Frage der militärischen Jugend-erziehung.

Von Richard Weimann.

Ueber die Frage der militärischen Jugend-erziehung ist es recht still geworden. Dem Begeisterungsrausch der ersten Kriegsmomente folgte auch hier sehr bald die Ernüchterung. Das Interesse der Jugend an den militärischen Übungen flaute ab, ehe man sich verfaß. Auch die darauf folgenden Versuche, hier und dort durch Aufnahme der Übungen in den Fortbildungsschullehrplan oder durch andere Mittel die durch den bekannten preussischen Ministerial-erlass vom 16. August 1914 ausdrücklich betonte Freiwilligkeit zum Zwang zu machen, vermochten nicht, dieses Interesse zu beleben.

Die Praxis selbst hat bewiesen, daß die militärische Jugend-erziehung ein pädagogischer Fehlgang war! Weit gefehlt aber, hieraus die einzig möglichen Schlussfolgerungen zu ziehen, erhoben einstufige Kreise den Ruf nach einem Jugendwehrgesetz, nach einer zwangsweisen Einführung der militärischen Jugend-erziehung. Und wenn auch die Gefahr, daß uns noch während des Krieges ein solches Gesetz beschert werden würde, darüber zu sein scheint, so besteht sie doch für die Zukunft unvermindert fort.

Da erscheint zur rechten Zeit ein Buch¹⁾, das sich in gründlicher und selten sachkundiger Weise mit der angeregten Frage beschäftigt. Kamhafte Persönlichkeiten kommen zum Wort, die als berufene Sachleute ihr Urteil in die Waagschale werfen. Der Pädagoge, der Arzt, die Frau und Mutter, der im Felde stehende militärische Fachmann, Praktiker der bürgerlichen und proletarischen Jugendbewegung — sie alle äußern sich über die militärische Jugend-erziehung, beleuchten diese Frage nach den verschiedensten Gesichtspunkten — und kommen übereinstimmend zu ihrer Ablehnung. Diese seltene Einmütigkeit verdient wie überhaupt das ganze Buch mit seinen vortrefflichen und treffenden Argumenten die Beachtung weitester Kreise.

Die militärische Jugend-erziehung ist nicht eine Frage für sich, sondern muß im Zusammenhang mit der allgemeinen Jugend-erziehung betrachtet werden. Die Frage der allgemeinen Jugend-erziehung aber und ihre zukünftige Lösung ist eng verbunden mit dem gegenwärtigen Weltgeschehen und der künftigen Gestaltung der Welt- und Völkerordnung. Nach den einschläglichen Schrecken dieses Krieges, der die menschliche Kultur und Gesittung an den Rand des Abgrunds geführt hat, darf keine Rede mehr sein vom wahnsinnigen Wettrennen und der dauernden Kriegsbereitschaft der Völker. Eine neue

Zeit kündigt sich an, in der die Völker sich von der Dunst-sphäre des Hasses und der Mißverständnisse befreien und statt dessen in friedlichem Wettbewerb einträchtig nebeneinander leben wollen.

Dieser Gedanke leuchtet aus fast allen Aufsätzen des Buches hervor und führt die Verfasser zu entsprechenden pädagogischen Schlussfolgerungen. Mit besonderer Schärfe geschieht dies durch Prof. W. Förster: „Die kommende Pädagogik muß sich vor Augen halten, daß wir nicht ein Soldatenvolk zu erziehen haben, sondern Männer, die hohe Kulturtraditionen zu verwahren haben.“ Und weiter heißt es: „Die wirkliche Wehrkraft eines Staates wessens d. h. seine Kraft, feindliche Angriffe fernzuhalten, beruht nicht nur auf seiner Wehrfähigkeit, sondern auch auf seiner ehelichen Friedensliebe, d. h. auf dem konsequenten Willen zur Versöhnung und Selbstzucht, der in Wort und Schrift jedes einzelnen Bürgers zum Ausdruck kommt.“

Die militärische Jugend-erziehung, die naturgemäß die kriegerischen Instinkte des Menschen herauszuföhren sucht, ver-trägt sich nicht mit der Erziehung zur Selbstzucht und friedlichen Gesinnung, zur wahren Menschenliebe. In besonders warmherziger Weise — als Frau und Mutter — spricht sich Frau Minna Specht für die letztere Erziehung aus. Sie erblickt eine große ethische Aufgabe gerade der Frau darin, für den Frieden zu wirken. Die Frau müsse aus ihrer Ohnmacht, zu der sie der Krieg verurteilte, erwachen und zur tatensicheren Helferin werden, um die Jugend in dem Gedanken der Verständigung der Völker heranzubilden, und im Wettbewerb mit dem Manne an der Erhaltung und Verbreitung der Kulturgüter arbeiten. Darum äußert sie auch schwere Bedenken gegen die militärische Jugendvorbereitung, weil sie — und wohl auch mit Recht — annimmt, daß dieses gemeinsame Zusammen-wirken von Mann und Frau durch die pädagogische Betonung des militärischen Ideals, die den Mann in erster Linie zum Soldaten macht, stark gefährdet werden könne, und daß ferner, wenn die Wehrkraft des Staates in Zukunft wieder einseitig in der militärischen Bereitschaft gesunden würde, die Frau als Jugendbildnerin in den Hintergrund treten müßte.

In den Aufsätzen von Leonard Reifan, Professor Förster und anderen wird überzeugend dargelegt, daß der militärische Drill und Zwang, sowie der blinde Gehorsam nicht geeignet sind, die Charakterbildung des Jugendlichen zu fördern, die sich nur von innen, durch die freie Entfaltung der seelischen und moralischen Kräfte voll-ziehen kann.

Außerordentlich beachtenswert erscheint, was Professor Dr. Nicolai vom ärztlichen Standpunkt aus gegen die militärischen Übungen einzuwenden hat. Er räumt auf mit der oberflächlichen Ansicht, daß die körperliche Gesundheit der Jugend dadurch unter allen Umständen gefördert werde. Er weist nach, daß der größere Teil der Übungen, ferner auch der schematische, für alle Beteiligten unterschiedslose Charakter der militärischen Ausbildung für junge, uner-wachsene Menschen schädlich, zum mindesten aber gefäh-lich ist. Ohne weiteres verdienen die bekannten volkstüm-lichen, in jahrzehntelanger Praxis erprobten und bewährten Jugendspiele und Turnübungen den Vorzug, da hierbei auf die verschiedenartige körperliche Leistungsfähigkeit der Jugend Rücksicht genommen werden kann.

Prof. Dr. Nicolai weist ferner treffend darauf hin, daß unser pädagogisches Ideal nicht ein dorwiegend körperlich-rüstiger Mensch sein kann, sondern daß zum Begriff der mo-dernen Lichtigkeit auch ein hohes Maß intellektueller und ethischer Gesundheit gehört. Unser Ziel muß der har-monisch durchgebildete Mensch sein. Dieses Ziel läßt sich aber nur erreichen, wenn die körperliche und geistige Erziehung der Jugend in einer Hand liegen. Eine von der allgemeinen Erziehung getrennte militärische Ausbildung der Jugend müsse daher der gewissenhafte Arzt, der den Menschen als Ganzes betrachtet, von vornherein zurück-weisen.

Dieser Standpunkt des Arztes deckt sich mit dem der pädagogischen und sonstigen Mitarbeiter des Buches. Mit der gleichen Einmütigkeit, mit der sie die besondere militärische Jugend-erziehung ablehnen, fordern sie eine harmonische geistig-körperliche Ausbildung der Jugend und Hand in Hand damit eine Umgestaltung des gesamten Erziehungsweins, eine Reform der Schule an Haupt und Gliedern. Der Wehr-kraft des Volkes würde damit am besten gedient. Die Julius Philippson auf Grund seiner Beobachtungen im Felde ausführt, ist der gedrückte Soldat, dem der Gehorsam nur eingebläut ist, durchaus nicht der beste. Der Krieg verlangt nicht bestimmte militärische Eigenschaften des Menschen, son-dern geistige, sittliche und körperliche. So haben sich politisch-geschulte Arbeiter, die einstigen „Vaterlandsverräter“, nicht nur bei der Arbeit, sondern auch im Felde als am zuver-lässigsten erwiesen.

Wir als Sozialisten lehnen die militärische Jugend-erziehung ebenso ab, wie wir das militärische Wehrwesen und das ganze heutige Militärwesen des Staates ablehnen. Unser Ziel ist die Demokratisierung des Heereswesens, die Einführung der Volkswehr und in Verbindung damit auch die Erziehung zur Wehrhaftigkeit. Auch für uns kann die Erziehung zur Wehrhaftigkeit nur ein Teil der allgemeinen Erziehung sein. Für sie gilt lediglich der allgemeine Zweck der Erziehung: die harmonische Entwicklung aller körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte der Jugend.

Fretlich, wir schürfen tiefer und lassen das Problem weiter als die bürgerlichen Autoren. Wir verlangen nicht nur eine gründliche Erziehungs- und Schulreform, sondern in Ver-binding damit durchgreifende sozialpolitische

Maßnahmen zugunsten der Mütter, Kinder und Jugend-lichen. Ausreichende Schwangeren-, Wöchnerinnen- und Säug-lingfürsorge, durchgreifender Kinder- und Jugendschutz sind die Voraussetzungen für alle Erziehungsmaßnahmen. Zu diesem wichtigen Problem nimmt von den bürgerlichen Autoren nur Philippson Stellung. Er weist darauf hin, daß die Forderungen zur Erhöhung der Wehrberei-tschaft auf dem Gebiete der staatlichen Schulerziehung und der sozialen Frage liegen. „Was nützt eine pflichtmäßige militärische Jugendvorbereitung bei den Jünglingen der arbei-tenden Volksschichten, wenn sie von kranken Eltern stammen, in ungesunden Zimmern haufen, in ungesunden Betrieben arbeiten müssen?“

Den Standpunkt der Arbeiterschaft vertritt der Genosse Karl Veit er, der die soziale Seite des Problems beleuchtet und die Forderungen begründet, die wir zur „körperlichen und moralischen Erleichterung der Jugend“ stellen. Man wird ihm auch zustimmen, wenn er äußert, daß wenn der Staat der Erfüllung unserer sozialen Forderungen aus dem Wege geht, es mit der Ernsthaftigkeit zur wirklichen Erziehung der Jugend nicht sehr weit her sein kann.

Bei der großen und freilichlichen Neuordnung unserer inneren Verhältnisse, die wir von der Zukunft erhoffen, wird die Frage der Heranbildung einer geistig und körperlich tüchtigen Jugend mit an erster Stelle stehen. In dem Kampfe, den wir dann auch gegen die militärische Jugend-erziehung und für die Jugend zu führen haben, wird uns das besprochene Buch, aus dessen Aufsätzen man die Sorge um das Wohl der Jugend förmlich herausliest, eine wirksame Hilfe sein.

Die Aufgaben der volkstümlichen Bücherei

Nirgends scheint die Frage nach den Aufgaben von vornherein klarer beantwortet zu sein als bei der volkstümlichen Bücherei. Wie soll eine Vermittlung sein zwischen dem Volk und den Büchern. Aber hinter dieser einfachen Zweckbestimmung verbirgt sich eine Fülle von Problemen, die mit der Mannigfaltigkeit der Beziehungen zwischen Volk und Buch eng zusammenhängen. Der Charakter der Bücherei, ihre finanziellen und räumlichen Verhältnisse legen diesen Beziehungen gewisse Schranken, indem sie ihre Wirksamkeit auf eine gewisse Menge von Büchern begrenzen, wie auch andererseits das „Volk“ nur als eine Minderheit von „Benutzern“ an sie herantritt. Diesen Umständen muß schon bei der Aufstellung der Bücherbestände Rechnung getragen werden. Die Bücherei ist vor die Frage gestellt, nach welchen Grundrissen aus dem Chaos der erzeugten Büchermassen die notwendigen Auswahl getroffen und dem sehr mannigfaltig ausgebildeten Lesbedürfnis einer nach Alter, Geschlecht, sozialer Lage, geistiger Aufnahmefähigkeit, Neigungen durchaus unterschiedlich gerichteten Benutzerschaft entsprochen werden soll. Das allgemeine Ansehen erscheint dieser Aufgabe gelöst durch die Forderung, daß die Bücherei nur „gute“ Bücher darreichen soll. Nun ist das aber ein recht schwankender und behänder Begriff. Was dem frommen Katholiken als gut erscheint, kann der Atheist als blanten Überglauben erklären, und eine Schrift, die dem Sozialisten als die gediegenste ihrer Gattung dünkt, kann dem Kon-ferbationist als höchst verdammenswert erscheinen. Aber selbst, wenn man religiöse und politische Vorurteile ausschleibt, bleiben noch genug Meinungsverschiedenheiten über ein „gutes“ oder „schlechtes“ Buch. Im allgemeinen entscheidet sich die Aus-wahl der Bestände nach den Absichten, die mit der Bücherei verfolgt werden, und daraus geht klar hervor, welche Be-deutung die Frage nach den Aufgaben der Volksbücherei hat.

Die ältere Volksbibliothek in Deutschland verfolgte überhaupt keine Bildungsaufgaben. Sie wandte sich zunächst auch nicht an das ganze Volk, sondern nur an die unteren Schichten, deren Bedürfnis nach harmloser Unterhaltung und elementarer Belehrung sie zu genügen trachtete. Obwohl ihr kein Bildungsideal vorstrebte, wurde sie doch von der ganz bestimmten Absicht getragen, erzieherisch auf das „niedere Volk“ einzuwirken, das sie mit ihren geistigen Almosen im Geiste „guter Gewinnung“ und „christlicher Aufzucht“ fähren wollte. In dieser Absicht mußte sie scheitern, zumal ihre Wirksamkeit in die Zeit fiel, da das untere Volk — d. h. die arbei-tende Klasse — sich von der Bevormundung durch den Staat und die bürgerlichen Parteien erfolgreich freimachte. Als Rückwirkung gegen diese Volksbibliotheken entstehen die Büchereien der Arbeiter-organisationen.

Unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Entwicklung und der Er-gbnisse der neueren Büchereibewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika und in England sagte dann eine neue Bewegung Vlag, die aus der Volksbücherei eine neue Bildungsanstalt für alle Schichten und Gruppen des Volkes machen wollte. „Sie will — schreibt Rörzenberg (im Handwörterbuch der Staatswissenschaften) —, die Schule (niedere wie höhere) ergänzend, die geistige Bildung in unversorbter Weise fördern; sie will selbständige Persönlichkeiten und Charaktere bilden helfen, soweit Letztere das kann. Ueber den Par-teien stehend, sammelt sie aus allen Literaturgattungen das Wertvolle und sucht jedem Leser das Dazuzureichen, was gerade ihm gemäß und förderlich ist. Sie bietet behagliche Unterhaltung und Erquickung dem, der sich von harter Tagesarbeit erholen will; sie er-zieht den literarischen Geschmaç, und soweit ihre Hilfsmittel reichen, den künstlerischen; sie führt in die Elemente der Wissenschaft ein und so hoch in denselben hinauf, als der Leser es verlangt; nur die eigentliche Fachwissenschaft überläßt sie den ge-lehrten und Fachbibliotheken; sie bringt den Leser vorwärts in seinem Beruf, sie belehrt ihn als Staatsbürger, und indem sie ihn mit vaterländischen Dingen vertraut macht, stärkt sie sein politisches und Staatsbewußtsein.“ Hier haben wir es also bereits mit weit-geheuren Bildungszielen zu tun, die, vorurteilsfrei durchgeführt, die Bücherei um ein bedeutendes über die alte Volksbibliothek erheben. Hier wird auf die Beeinflussung des Lesers in bestimmter Richtung verzichtet und seine Förderung in den Mittelpunkt der Bücherei-aufgaben gestellt.

Die alte Volksbibliothek ihre bevormundende Erziehung auf die unteren Schichten beschränkte, so wendet sich die neue Volks-bücherei ihrem Ziele nach an die geistig Regsamsten in allen Teilen des Volkes. In beiden Fällen ist also der Büchereizweck nicht auf die Volksgemeinschaft, sondern nur auf einen Teil von ihr gerichtet. Demgegenüber vertritt die sog. realistische Richtung in der Büchereibewegung die Auffassung, daß die aus Mitteln der Volksgemeinschaft errichtete öffentliche Bücherei dem ganzen Volke dienen

¹⁾ Das Reichsjugendwehrgesetz. Von Dr. W. Förster u. Alexander Gleichen-Bohmann. Verlag Kulturwissenschaften G. m. b. H., Leipzig.

müsse. Sie fordert zu diesem Zweck eine Zweiteilung in eine allgemeine öffentliche Bücherei (als Leihbibliothek für entwideltere Interessen) und die Volksbücherei für die große Masse. Diese Richtung glaubt nicht an die Empfänglichkeit der Masse, für die wunderbare Schönheit der Schöpfungen unserer großen Dichter. Andererseits erklärt sie, daß die Volksbücherei auf keinen Leser verzichten könne, selbst wenn er mit den geringwertigsten Ansprüchen an sie herantritt. Es geht wirklich so weit, die Leute aus dem Hause zu jagen, weil sie Franz Hoffmann, Elisabeth Werner und Maritt lesen. (Zabelwig, Politik der Bücherei.) Diese Auffassung führt dahin, auch das letzte Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen, den Leser mit der „abernen Mache Karl Mays“ (Zabelwig) zu packen, nur um ihn nicht zu verlieren. Ist ihm doch die Möglichkeit gegeben, sich bis zu den wertvolleren Schriften durchzulesen. Die Bücherei für das Volk hat eben nicht mit gewekten Interessen zu tun, sie will erst welche wecken.“ (Zabelwig.)

Dieser Standpunkt des Rechtsanspruches jeden Lesers auf „sein“ Buch, der meist sozial berbrämte vertreten und offenbar durch die preussische Regierung lebhaft gefördert wird, hat seinen organisierten Stützpunkt im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Berlin). Er wird mit Recht stark angefochten. Wenn schon einmal die volkstümliche Bücherei allen Lesereisen dienen soll, dann ist nicht einzusehen, warum sie bei Karl May, der Werner und Maritt stehen bleibt und nicht auch dem zweifellos stark vorhandenen Bedürfnis nach Kitz Carter und anderer Hinterzettel-Literatur entspricht. Wenn man auf seinen Leser verzichten zu können glaubt, dann müßte doch gerade die starke Lesergemeinde der Schulbibliothek gepackt und der Bibliothek genommen werden. Aber vor dieser Konsequenz schent man zurück. Andererseits ist nicht einzusehen, wieso der verdorbene oder verbildete Geschmack geläutert werden soll, solange ihm ausreichende Gelegenheiten gegeben ist, die ihm vor allem zuzugende Geistesluft zu genießen. Wenn die volkstümliche Bücherei eine Bildungsanstalt sein will, so kann sie unmöglich jedem Lesereisen gerecht werden. Das Programm klingt gewiß sehr demokratisch. Aber eine andere Frage ist es, ob öffentliche Gelder dafür aufgewendet werden müssen, um die Ansprüche auf sensationellen Sinnen- und Gaumenhügel zu befriedigen. Zweifellos kommt dieses Bedürfnis nach plattester Sensation in der Lektüre auch heute schon nicht zu kurz, es befriedigt sich selbst, so daß es eine Verwendungs öffentlicher Gelder wäre, es auf Kosten der Steuerzahler noch einmal zu befriedigen.

Bei der Feststellung ihrer Bildungsaufgaben kann sich die Bücherei also nicht auf das Volksganze stützen. Sie muß sich an die Bevölkerung halten, deren Zahl in den günstigsten Fällen auf 20 Proz. der Bevölkerung ermittelt worden ist. Bei der Mehrzahl aller Volksbüchereien ist sie aber noch erheblich geringer; der Leiter der städtischen Bibliothek in Leipzig, Walter Hoffmann, berechnet sie auf 5-7 Proz. In ihnen darf man die „Bibliothekareisen“ erblicken, in denen die Bildungskräfte des Buches auch wirklich lebendig und fruchtbar werden. Auf ihnen baut die neuere Richtung in der Volksbüchereibewegung, die in der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen (Leipzig) organisiert ist, die Bildungsaufgaben der Volksbücherei auf. Sie lehnt die Massenverbreitung von Büchern schlechthin als Bibliotheksideal ebenso ab wie die Auffassung der Bücherei als eines Verlehrsinstututs. Dem Kultus der Quantität gegenüber bekennt sie sich zur Qualitätarbeit. Der mechanischen Volksbildungsbewegung wird als höheres und in sich wahreres Prinzip die dynamische Volksbildungsbewegung entgegengesetzt. Mag auch die Empfänglichkeit je nach Art der Bildungsmittel verschieden groß sein, so kann es sich immer — das ist ihr Grundgedanke — nur darum handeln, mit dem spezifischen Bildungsmittel nur den Kreis der jeweils empfänglichen zu treffen. Ist dieser Kreis nur ein Teil des Volkes, so soll dafür die Zubereitung des Bildungsmittels... um so sorgfältiger, um so planmäßiger und inniger geschehen, damit die wenigen Betroffenen dann wirklich Beförderte werden. Die Wirkung aber für das Ganze soll darin bestehen, daß diese wenigen Beförderten in die „Masse“ der Vielen hineingestellt werden, um von hier aus auf ihre Umwelt zu wirken. Das heißt freilich nicht, daß nun etwa diese Empfänglichen und Beförderten in ihren Kreisen bemerkt als kleine Volkserzieher, also etwa als Erzieher zum guten Buch auftreten sollen... Sondern so soll es sein, daß die ethischen und geistigen Kräfte, die im Buche aufgespeichert sind und die im Empfänglichen lebendig werden, nun in ihrer natürlichen Form, als erhöhtes und geklärtes, als vertieftes und verfeinertes seelisches und geistiges Leben von den Vermittlern auf ihre Umwelt ausstrahlen, daß Frau und Kind, der Freund und der Nachbar, der Umkreis aus der heutigen und die heranwachsenden aus der kom-

menden Generation teilhaftig dieses Lebens werden.“ (Hofmann, Buch, Volk und die volkstümliche Bücherei. — Th. Thomas Verlag, Leipzig.)

Es bedarf keiner weiteren Begründung, daß die dynamische Volksbildungsbewegung ihr Ziel nur erreichen kann, wenn sie mit Bildungsmitteln und Bildungsgütern arbeitet, die selbst ein Ausdruck der bildenden Kräfte der menschlichen Natur sind. Dieser Grundgedanke von der Reinlichkeit der Bildungsmittel löst gleichzeitig die schwierige Frage der Bücherwahl, da hier ausdrücklich abgelehnt wird, dem schlechten, verdorbenen Geschmack in der wenig sicheren Erwartung entgegenzukommen, ihn zu verbessern. Die volkstümliche Bücherei wendet sich an die dafür Empfänglichen mit dem edlen Schrifttum, das im Gegensatz steht zum Asterischnum und der Pseudoliteratur, in der sich nicht Leben gehalten in dem Mittel der Sprache, sondern die das Mittel der Sprache benutzt, um Reizungen verschiedenster Art auf den Leser auszuüben.

Wesentlich für die Erfüllung der in der dynamischen Volksbildungsbewegung begründeten Aufgaben ist die Haltung des Ausleihdienstes der Volksbücherei, in der ohnehin das Samengewicht jeder Büchereitätigkeit liegt. Sie muß von allem Schematismus und Mechanismus befreit werden und ein intimes Verhältnis zwischen Leser und Bibliothekar herstellen. Solange die Bücherei nichts als Vermittlung anstrebt, kann sie ihren Bildungsaufgaben auch nicht gerecht werden.

E. M.

Kammerspiele: „Nora“ von Ibsen.

Immer wieder, wenn eins der großen Meisterwerke aus der Höhenzeit von Ibsen's Schaffen über die Bühne zieht, erfährt der Zuschauer von neuem die Bewunderung vor der fülle lebendigen bedeutsamer Beziehungen, die des Dichters intuitive Einbildungskraft und raffloser Grübelsinn da in den engen Rahmen eines geschlossenen szenischen Geschehens verwoben hat. Bis in letzte Verästelungen reicht diese Arbeit intensiver belebender Durchbildung. Die ausgezeichnete Besetzung der beiden männlichen Epochenrollen — des vom geraden Wege abgedrängten, mit Mitteln des Erpresseriums um seine Rehabilitierung kämpfenden Krogstad durch Jannings und des Rückenmärtlers, des armen Doktor Rank durch Bahmann — ließ das umgebende Nebenwerk in einem Ibsenlance schimmern. Der Abköhler, der lange Wied, in dem er, als Nora ihm Feuer reicht für die Zigarre, das Bild der heißgeliebten Jäger zum letzten Male trinkt, ergreift mit zwingender Gewalt. Lucie Höllich, die die Titelrolle spielte, war in der programmatischen Auseinandersetzung des Schlußaktes, wo die kleine Nora nach ihres Schwagers Willen zur Mörderin eines neuen freien Frauengeistes wird, für mein Gefühl am stärksten. Grad' in der unpathetischen und resignierten Einfachheit lam die Entschlossenheit am überzeugendsten zum Ausdruck. Aber die „Perle“, das „Vogelchen“ blieb sie zum Teile schuldig. Gestalt und Anhalt haben einen Zug von traumlos realistischer Selbstsicherheit, der zu dem Spielerischen von Koras Ruppenheim nicht passen will. Dem Helmer gab Otto Gebühr schon in den ersten Akten einen Einblick von leicht korinthischem, der den Absichten des Dichters wohl nicht ganz entsprach, aber die moralische Demasierung des selbstgefälligen Eheherrn und das völlige Erlöschen von Koras Liebe wirksam vorbereitete. Die Angst, daß Koras Dpstatat ihn selber kompromittiere, der Jora, die Vorwürfe — all diese am Ende doch verständlichen Beugungen der Schwäche erhielten dann in weiterer Steigerung die Färbung so sinnlich haltloser und lächerlicher Erbarmlichkeit, daß die Kunst auch den Zuschauer unabwehrbar düstert. Die Leistung war nicht nur originell, sie konnte, auch wo sie von dem gewohnter Helmerstypus abwich, gewichtige Gründe dafür geltend machen.

Die merkwürdige Wanderung einer Schrapnellkugel.

Im Verlaufe des Krieges wurde bereits über zahlreiche sonderbare Verletzungen und ihre Folgen berichtet, und man weiß, daß manches Projektile im menschlichen Körper geradezu verblüffende Lageveränderungen vorzunehmen vermag. Einen besonders merkwürdigen Weg aber legte eine Schrapnellkugel zurück, die man ganz überraschenderweise bei einer Blinddarmoperation entdeckte. Ein 30-jähriger Landwehrmann, so erzählt Dr. Claus Harms in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“, wurde in ein Lazarett mit Erkrankungsscheinungen eingeliefert, auf Grund deren man Blinddarmentzündung annehmen mußte. Als der Patient, nachdem sein Befinden sich verschlechtert hatte, am elften Krankheitsstage der üblichen Blinddarmoperation unterzogen

wurde, gelangte man zu verblüffenden Ergebnissen. Es stellte sich heraus, daß der Darmfortsatz keinerlei krankhafte Veränderungen zeigte, hingegen fand man eine sich vom Blinddarm zum Rektum ziehende schlauchartige Verwachsung von ungefähr 8 Zentimeter Länge, in deren Innern ein harter runder Gegenstand fühlbar wurde. Man brachte den Fremdkörper heraus und erlöste eine Schrapnellkugel. Nun wurde nachträglich festgestellt, daß der Patient im August 1914 verwundet worden war; er hatte einen Einschuß an der rechten Halsseite erhalten, doch war kein Ausschuß vorhanden. Bei den Röntgenaufnahmen hatte man damals trotz genauester Untersuchung kein Geschöß entdecken können, und zwar, weil die Bauchhöhle wegen krankhafter Erscheinungen nicht durchsucht werden durfte. Der Soldat wurde nach zehnwöchigem Aufenthalt im Lazarett wieder zu seinem Truppendienst entlassen und hatte von da ab bis zum Beginn der jetzigen Erkrankung nicht die geringsten Beschwerden. Die Schrapnellkugel aber war in den 2 1/2 Jahren durch die Halsmuskulatur gewandert, sie hatte die rechte Lunge in ihrer Längsrichtung durchschlägen, dann das Jwerzfell und die Leber durchbohrt und war schließlich, ohne eine Darmverletzung zu verursachen, in die freie Bauchhöhle gelangt, wo sie dann liegen blieb.

Notizen.

— Vorträge. In der Urania spricht Dienstag (im Wissenschaftlichen Verein) Prof. v. Heß über „den Farbaufbau der Tiere“, Mittwoch: Prof. Goeglich über die „russische Revolution“. In den anderen Tagen: „Tier und Mensch in der Bildung“. — Institut für Rekreationskunde. Dienstag: Prof. Ruvio Meyer: Die Stellung Irlands in der Weltgeschichte; Freitag: Prof. Eberh: Deutsches Wesen im Spiegel der englischen Presse. — In der Treptower Sternwarte Dienstag 7 Uhr: Dr. Archenhold: Sternhausen, veränderliche und neue Sterne; Mittwoch 8 Uhr: Prof. Vajchin: Kampf um Nordpol und Südpol.

— Musikchronik. Zur großen Musikaufführung im Zirkus Schumann findet eine öffentliche Hauptprobe Sonntag, den 2. Dezember, mittags 11 1/2 Uhr, zu halben Preisen statt.

— Der Sänger-Chor „Wedding“ bringt am Sonntag, den 2. Dezember, mit dem Frauen- und Mädchenchor „Korden“ und dem Berliner Sinfonie-Orchester u. a. das Reiodrama „Kolumbus“ zur Aufführung.

— Die Sammlung v. Kaufmann, die im Dezember herbeigebracht werden soll, ist im früheren Gebäude der Segektion Kurfürstendamm 208 diese Woche ausgestellt (Sonntags 10-2, wochentags 10-5). Die Sammlung gehört zu den reichsten und schönsten in Deutschland. Insbesondere hat sie auf dem Gebiete der frühen italienischen und deutsch-niederländischen Malerei kaum ihresgleichen. Hoffentlich gelingt es, die wertvollsten Stücke für Deutschland zu retten und sie vor allem unseren staatlichen Museen zuzuführen.

— Die Wissenschaft des Tages. Die norwegische Friedensvereinigung hat sich an den Storting mit dem Antrage gewandt, an der Universität Kristiania eine Professur in „Friedenswissenschaft“ zu errichten.

— Das junge Deutschland, die von Max Reinhardt ins Leben gerufene Gesellschaft zur Pflege junger Dichtung, hat sich nun endgültig konstituiert. Dem Vorstand gehören an: Gerhart Hauptmann, Wolfgang Feine, Harry Graf Reher, Walter Rathenau, Max Reinhardt, René Schidde, Wilhelm Schmidhohn, Rolf von Graf Seebach, Frank Wedekind, Franz Werfel, Theodor Wolff und Heinrich Wölfflin. Die Reihe der Sondervorstellungen wird Anfang Dezember durch die Uraufführung des Dramas „Der Bettler“ von Reinhardt Sorge eröffnet.

Anträge auf Aufnahme in die Gesellschaft sind an das Generalsekretariat Berlin NW 6, Schumannstr. 14, zu richten.

— Der tüchtige Anwalt, Privatier Huber wird vom Hund des Apothekers gebissen. Klage auf Schmerzensgeld und Schadenersatz. Gerichtshandlung. Nach der Verhandlung trifft ich Herrn Huber. Er ist in gedrückter Stimmung.

„Nun, wie ist die Verhandlung ausgefallen, Herr Huber?“
„Man möchte nicht glauben! Meine Klage ist abgewiesen worden. Der Apotheker hat so einen guten Anwalt gehabt: der hat nachgewiesen, daß ich den Hund gebissen hab.“ („Jugend.“)

Tagebuchblätter

von Arbeiterssekretär Otto Thomas.

G I A L

Es gibt eine Jugendzeit in unserem Leben, da wir ganz plötzlich aus dem dunklen Tal des grauen Alltags auf lichte Höhen geraten und uns bewußt werden, daß unser Leben ein Ziel haben muß, daß es große Ziele der Menschheit gibt und daß es das Höchste des einzelnen sei, an ihrem Aufstieg rastlos mitzuarbeiten.

In solchen Zeiten der Erkenntnis dünkt uns alles im Leben eine Form zu haben, eine Rundung, oder doch am Anfang der Vollkommenheit zu stehen, an deren Vollenbung wir zu arbeiten haben. Dann verläßt sich unser ganzes Leben, und alles, was uns entgegentritt, erscheint uns als Treppenstufe zukünftiger Größe und Rollenbung.

In solchen Zeiten ist man dann gefragt worden, was ist Glück? Ist Glück ein Ziel, das man erreichen kann? Und man beantwortete dann die Frage dahin, daß Glück Sehnsucht sei, Sehnsucht nach dem Unendlichen, geschöpft aus dem Kern unserer eigenen Seele, fruchtbar werdend unter den Menschen, um zum Höchsten in ihnen die Sehnsucht zu wecken.

Das ist die Zeit, da in unseren Träumen Bilder blonder oder brauner Frauen lieblich spielen, da uns eine blonde heilige Magdalena in der Kunst Habdus und Beethoven's erscheint und da sie uns formen, die Frauen, mit Mitteln gütiger, verstehender Menschlichkeit.

So standen im Reienmonat auf meinem Schreibtisch ein blutrote Kellen. In einem sonnigen Morgen hatte sie eine blonde Frau in drei Bündeln gruppiert — zum Andenken an die Hüfte und Söhne, die wir bei den letzten großen Wahlrechtsdemonstrationen davongetragen.

Und an diesem Tage hatte ich in einer Fernensache zu tun. Seit Wochen und Monaten schleppte sich die Sache durch meine Affen, diese wunderlichen Bündel von Menschenschicksalen.

Es war eine alte Frau mit weißen Haaren, mit Falten und Runzeln im Gesicht und mit zitterigen Händen. Oft war sie schon bei mir gewesen, jetzt sollte ich ihr helfen, in einem Anst unterzukommen, auf daß ihr Lebenabend ohne Sorgen zu beschließen sei. Sie sah vor mir und blickte stumm auf die roten Kellen, und ein freundliches Erinnerung huschte über ihr Gesicht. Dann erzählte sie von ihrem Leben.

Sie war Dienstmädchen bei einem glücklichen Geschlecht gewesen. Jemand in einer großen Stadt Südwestdeutschlands liegt jetzt ein großes neues Stadtviertel mit großen sonnigen Villen inmitten von Gärten. Das war früher ein einziger großer Park, in dessen Mitte das herrschaftliche Haus lag. Im Reienmonat ist es gewesen, rote Kellen blühten draußen im Garten. Abends ist sie durch die dunklen Laubgänge geschickt zum großen Reifenbeet und hat dort ihren Liebsten erwartet, der sie im nächsten Jahre, wiederum im Park, zu seinem Weibe nahm. Voller Sehnsucht nach der Unendlichkeit und Einzigkeit der Liebe gingen sie Arm in Arm durch die dunklen Laubgänge. „Wir waren“, so jagte sie, „unendlich glücklich.“

Nach vielen Jahren starb ihr Mann, und wiederum nach langen Jahren heiratete sie zum zweitenmal. „Ich hatte Kinder und brauchte eine Existenz. Er war nicht wie mein erster Mann, trotzdem war ich glücklich. Glücklich in der stillen Resignation in die Notwendigkeiten des Daseins. Es war ein bescheidenes Glück, aber ohne Sehnsucht und Hoffnungen.“

Dann starb auch er, und nun sehe ich allein. Meine Kinder sind in der Welt verstreut, ich höre selten von ihnen und weiß nichts von ihrer Seele. — Aber ich bin doch glücklich, glücklich in der Erinnerung. Wenn ich an jene Zeiten denke, da ich Arm in Arm mit ihm durch den Garten wandelte, das Herz voller Sehnsucht, dann scheint doch noch ein Strahl der Sonne in mein Alter, und ich bin glücklich.“

Sie stand auf ihrem alten Schirm gestützt vor mir. Es war ein alter Männerstirn mit grauem Tuch und einem Griff aus Elfenbein. Aus Elfenbein trug sie auch eine alte Brosche. Es waren Andenken an ihren ersten Mann, Erinnerungen an ihr erstes und größtes Glück.

Aus jeder Wase nahm ich eine blutrote Kelle und heftete sie an ihre Brust. Einmal noch sollte du geschmückt sein wie eine Braut, wenn du auch eine Braut bist in weisem Silberhaar.

Gebüdt und gestützt auf den alten Schirm verließ sie mein Zimmer. Jemandwo am Rhein hat sie ihre letzten Tage zugebracht.

Glück? Ist Glück Sehnsucht oder ist es Erfüllung? Besteht Glück nicht eigentlich nur aus Momenten in unserem Dasein, Momenten, in denen unser ganzes Leben, Vergangenheit und Zukunft, in einer einzigen großen Empfindung in unserer Seele zusammenströmt und sich zu einer tiefen Harmonie gestaltet? Der großen Harmonie des Wollens und Ballbringens an uns und am Gange?

Gepriesen sei der Mensch, der es vermag, in sich und andern diese Harmonie zu wecken, denn er weckt das Glück, welches Leben ist. Und Leben ist Arbeit an der Zukunft.

Die Liebe höret nimmer auf.

Er war ein Arbeiter aus dem badijschen Schwarzwald, vom Stamme der Alemannen. Seine Hände waren schwierig, seine Augen trübten, sein Kopf war abgenutzt. Er hatte einen struppigen Bart, und seine Haare waren nicht gepflegt. Sein Gesicht hatte Falten und Striche wie eine Landkarte. In der einen Ecke seines Mundes hing eine ganz kurze, abgegriffene Pfeife, die nie kalt wurde, solange er wachte. Er hatte vor Jahren einen Unfall erlitten und war von der Berufsgenossenschaft manchmal bds gedrängt worden. Und nun hatte sie ihm wieder einen Bescheid erteilt, daß seine Rente um die Hälfte gekürzt werden sollte. Ich machte die Verurteilung, und er ging selbst in den Termin. Er verlor den Prozeß und kam wieder zu mir und hatte sein weniges Vertrauen ganz verloren. Aber ihm war heiß geworden, und innerlich bewegt stand er da und brauchte jemand, zu dem er reden konnte, der ihn anhörte und ihm glaubte.

Und da fing er an zu erzählen, von seinem Leben auf dem Schwarzwald in der Jugend, vom Leben auch draußen in der

Welt, denn er war weit umher gekommen. Er konnte ein Lied singen vom Leben. Nicht von dem großen, das jeder sieht, aber von dem Heinen, voll von Schicksalen und Ergebnissen. Ich dachte dabei an den alten Hansjohal und den Peter Nofegger und sah Bilder der eigenen Heimat, längstvergangener Jugendtage. Er sprach auch von seiner Ehe.

Er war siebenundzwanzig Jahre verheiratet und mit seiner Frau überall draußen herumgekommen. Sie war aus seinem Heimatdorf ihm gefolgt in die große Stadt oben an der Ostsee. Ein Jahr lang hatte sie mit ihm alle Freuden jungen Eheglücks genossen, hatte ihn abends erwartet und ihm rote Blumen zum Empfang: auf das Fensterbrett gestellt. Dann wurde sie geisteskrank. In einer Irrenanstalt nahe bei Hamburg wurde sie ein Jahr lang gepflegt und dann ungeheilt entlassen. Sie lebte mit ihm in der Ehe, gebar ihm Kinder, machte die Hausarbeit. Aber sie blieb geistesgestört. Er hat in all den 20 Jahren nicht mit ihr reden können über irgendein Gefühl in seiner Brust. Da sagte ich ihm, daß er sich doch vielleicht habe scheiden lassen können nach diesem oder jenem Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches. Und ich dachte dabei, daß er arm sein müsse an Gefühlen und arm an Seele. Er aber sah mich an und sprach in seinem alemannischen Dialekt:

„Nein, nie hätte ich das getan. Ich habe meine Frau heute noch lieb — sie war das schönste Mädchen im Dorf!“

Ich sah ihn an und in seinen kleinen grauen Augen funkelte etwas.

Vor mir tauchte ein kleines Schwarzwald Dorf auf; draußen am Ende steht die alte Dorfschmiede und noch weiter draußen ein kleines Häuschen mit Esen umrankt. Aus seinem Fenster schaut ein liebliches Mädchen Gesicht nach einem kernigen Schmiedegesellen in der Schmiede. Es wird Abend, und leise geht ein Paar unter hohen Kastanienbäumen entlang, hinaus wo die Linden blühen und ein weicher Duft sich auf den Abend niederläßt. Und ein festes Gefühl schwingt sich um beide, und die Frühlingsnacht trägt einen Klang in ihre Seele von Zukunftssehnsucht und Hoffnungen und Wünschen. Und unter der größten Linde steht eine Bank, dort haben sie gefessen und haben geträumt, dort haben sie sich das Versprechen fürs Leben gegeben.

Und dieser Klang, der in einer Frühlingsnacht in die Seelen zweier junger Menschen rauschte, blieb ein sänderes mühseliges Leben lang lebendig, überdauerte die Not und das Unglück, trug den kämpfenden ringenden Mann über alle Schwere des Daseins hinweg. War so stark, daß es auch nach siebenundzwanzig Jahren noch glühte in einer Seele, was er einst unter der blühenden Linde erlebt und versprochen. Er sehrte daran in bitteren Stunden. Und strahlte bei seinen Worten nicht noch ein Funke von diesem Jugendglück in seinen grauen Augen? Es war ein Geschenk, das er mir machte, in seinem Glauben und seiner Wahrhaftigkeit.

Wie stark ist doch die Erinnerung an einen Augenblick unseres Lebens, wenn sein Nachhall nach so vielen Jahren noch durch unsere Seele zieht!

Jetzt noch denke ich mit Freude an dich, Gertrude aus dem badijschen Schwarzwald.